

Michael Klessmann

Das Pfarramt

Einführung in
Grundfragen der Pastoraltheologie



PT 85,30



BQ 1740 14

Neukirchener Theologie

KATALOGISIERUNG 13

»... fährt er nun im Jähzorn auf, schreit er seinen Küster oder irgendein Gemeindeglied mit zorniger Stimme und Miene an, oder ist ein Gemeindeglied auch nur untheiliger Zeuge von einem Ausbruch seiner Leidenschaft ... von irgend einer Aufregung, einer Heftigkeit, einem Außersichseyn, so ist die Ehrerbietung des Herzens dahin; der Pfarrer hat verrathen, dass der alte Adam in ihm eben so mächtig ist, als in einem schimpfenden Postknecht oder Holzspalter.«³¹

Damit sich der Pfarrer vor solchen Versuchungen schützen kann, soll er »eingezogen« leben: Er ist tendenziell eher ein einsamer Mann, der das große Gesellschaftsleben scheut, der vom Verhalten und der Kleidung her als »Symbol des christlichen Ernstes, der christlichen Weltverleugnung«³² erkennbar ist.

Analoges schreibt Palmer über die Pfarrfrau: »Ein liebevolles Weib soll sie seyn, deren Liebe den Mann frisch erhält, ihm Ersatz bietet für alles, was er auch im Amte Verdrießliches zu erleben hat.« Besonders wichtig ist, dass die Frau nicht insgeheim Herr im Hause ist. »Ist die Frau Herr im Hause, so ist der Mann auch nicht mehr Herr im Amte.«³³

Auch das Pfarrhaus soll sowohl die Bezogenheit auf die bürgerliche Gesellschaft als auch die Eingezogenheit des Pfarrers spiegeln: »Ähnlich verhält es sich auch mit der Hauseinrichtung. Hinter dem, was in dem gebildeten Mittel- und Beamtenstande als Forderung des Anstandes gilt, zurückzubleiben, so dass es im Pfarrhause aussieht wie bei einem Schuster, das ist ebenso unwürdig, als alle Üppigkeit, aller Luxus, welcher sich in dem Ameublement u.s.f. breit macht.«³⁴

In diesen Ausführungen zeigt sich, wie der Pfarrberuf von seiner pastoraltheologischen Konzeption her ver(klein-)bürgerlicht: Der Pfarrer soll Symbol des Christlichen sein – in der konkreten Ausgestaltung ist er dann nur eine besonders ausgefeilte und perfekte Gestalt der bürgerlich-christlichen Normen.

Als einen Gegenentwurf zu Palmers noch stark den Idealen der Aufklärung verpflichteten Konzeption muss man August F.C. Vilmar (1800–1868) Pastoraltheologie von 1872 lesen. Das geistliche Amt ist für Vilmar als Mandat Christi direkt von Gott gestiftet, also solches konstitutiv für die Kirche, und unabhängig von der Gemeinde. Die Pastoraltheologie hat »von der göttlichen Auctorität des geistlichen Amtes in allen ihren Lehrpunkten auszugehen.«³⁵ Das bedeutet: »Der Herr Christus ist als unmittelbar in dem geistlichen Amt und durch dasselbe wirksam; das geistliche Amt stellt Christi Person dar.«³⁶ Nicht zufällig spricht dann auch Wil-

³¹ Ebd., 145f.

³² Ebd., 154.

³³ Ebd., 160f.

³⁴ Ebd., 155.

³⁵ Vilmar 1872, 11f.

³⁶ Ebd., 10 (Sperrung im Original, Das Zitat stammt aus der Apologie der C.A.

helm Löhe vom »heiligen Amt«.³⁷ Daraus folgt, dass »die Gemeinden dem geistlichen Amt in seiner Function kraft göttlichen Rechtes Gehorsam zu leisten haben.«³⁸

Die Persönlichkeit des Geistlichen darf in seiner Amtsführung keine Rolle spielen: »Ein großer Fehler wäre es, wenn der Pastor seine Einrichtungen und Predigten auf seine Person stützen wollte. ... Es ist hier aller und jeder Subjektivismus fern zu halten.«³⁹ Zentral hingegen ist das persönliche geistliche Leben des Pfarrers, denn predigen kann er nur, wenn er selber die Rechtfertigung persönlich erlebt hat. Trotz der tiefen Differenz zu dem Ansatz von Palmer: Die Anweisungen zur Lebensführung des Pfarrers fallen dann doch bei Palmer und Vilmar vergleichsweise ähnlich aus: So legt auch Vilmar großen Wert darauf, dass der Pfarrer über »allgemeine Bildung« verfügt und alle Gebiete des menschlichen Lebens kennt.⁴⁰

5.3 Pastoraltheologische Entwürfe im 20. und 21. Jahrhundert

5.3.1 Zur Funktion von Leitbildern

Das Pfarramt wurde im Lauf der letzten einhundert Jahre ausgesprochen unterschiedlich, stellenweise geradezu gegensätzlich verstanden und beschrieben. Es scheint mir für gegenwärtige Pfarramtsinhaber und -inhaberrinnen hilfreich, die Vielfalt der Möglichkeiten im beruflichen Selbstverständnis zu bedenken und für die Arbeit an der eigenen beruflichen Identität fruchtbar zu machen. Dabei sind die unterschiedlichen Konzeptionen oder Leitbilder nicht gegeneinander auszuspielen: Erstens sind sie jeweils aus ihrem zeit- und kirchenhistorischen Kontext heraus zu verstehen; zweitens macht jede Konzeption auf Dimensionen aufmerksam, die in den vorausgehenden oder nachfolgenden möglicherweise vernachlässigt werden; und drittens ist es zum Verständnis einer pastoraltheologischen Konzeption hilfreich, darauf zu achten, gegen welche Position sie gerichtet ist, wovon sie sich abgrenzt.

Nun hat Dieter Becker auf die Gefahr hingewiesen, »dass die monokausalen Bilder in den vielseitigen pastoralen Berufssituationen zum Scheitern verurteilt sind und eine multikausale realitätsnahe Betrachtung des Pfarrberufs ausgeblendet wird.«⁴¹ Die Vielfalt der pfarramtlichen Berufspraxis – die großen Unterschiede zwischen Gemeinde- und Funktionspfarramt, zwischen Pfarramt auf dem Land, in städtischen Randgebieten und in

³⁷ Löhe 1861, 38 u.ö.

³⁸ Ebd., 11.

³⁹ Ebd., 4.

⁴⁰ Ebd., 35f.

⁴¹ Becker 2008, 243.

Innenstädten, zwischen den Persönlichkeiten, die das Amt ausüben etc. – würden in solchen Entwürfen nivelliert.

Mit dieser Kritik erliegt Becker m. E. einem Missverständnis: Leitbilder wollen niemals die Realität abbilden oder in eine Art von Korsett zwingen, sondern der Wirklichkeit gerade voraus sein, sie wollen eine Vision entwerfen, die sich von der Realität abhebt – ohne sie völlig zu ignorieren.⁴² Sie wollen nicht die vielschichtige Praxis des Pfarramtes beschreiben, sondern einen Entwurf für das pastorale Selbstverständnis anbieten, so dass sich die Pfarrerinnen und Pfarrer in der verwirrenden Vielfalt der beruflichen Optionen und Praxen kompasshaft orientieren können; dass sie in die Lage versetzt werden, Prioritäten angesichts der pluralen Herausforderungen dieses Berufs zu setzen und zu praktizieren. Woran sollten sich solche Prioritäten orientieren, wenn nicht an solchen Leitbildern?

Die folgende Darstellung soll einen knappen Überblick geben über die pastoraltheologische Diskussion, über die Pfarrbilder, die in den letzten einhundert Jahren bedeutsam waren und z.T. noch sind, und insofern zur Auseinandersetzung im Prozess der Entwicklung eines Pfarrbildes für die eigene pastorale Identität und Praxis anregen.

5.3.2 Der Pfarrer als Gemeindereformer (Emil Sulze)

Am Ende des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts entstand eine Gemeindebewegung, die durch ihre Reformimpulse Gemeindevorstellungen und Pfarramt nachhaltig verändert hat. Die Ende des 19. Jahrhunderts beginnende Moderne mit der zunehmenden Urbanisierung und Industrialisierung und den dadurch ausgelösten tiefgreifenden sozialen Veränderungen erforderte neue pastoraltheologische Ansätze. Emil Sulze (1832–1914) gehörte zu denen, die konsequent neue Wege gingen; seine Wirkungsgeschichte lässt sich bis in die Gegenwart nachzeichnen. Um die Jahrhundertwende gab es riesige großstädtische Parochien mit mehreren zehntausend Mitgliedern; ein individueller Kontakt von Gemeindegliedern zu ihrem Pfarrer war angesichts solcher Verhältnisse kaum möglich. Damit aber verfehlen, so Sulze, Kirche und Pfarrer ihre eigentlichen Aufgaben, nämlich die der sittlichen Erziehung und der sozialen Hilfeleistung. Um diese Ziele wieder in Kraft zu setzen, bedürfe es tiefgreifender organisatorischer Reformen. »Bessert die Kirche, so bessert ihr das Leben«.⁴³ Sulze schlägt vor, die Großgemeinden aufzuteilen, so dass ein Pfarrer für eine Gemeinde von etwa 4000 Menschen zuständig ist. Eine solche Gemeinde soll noch einmal in Gruppen von ca. 200 Menschen, für die jeweils ein Presbyter verantwortlich zeichnet, aufgeteilt werden. Die Gemeindeglieder untereinander sollten sich kennen und lieben lernen – es ist Auftrag der Pfarrer und Presbyter, dieses Ziel zu befördern. Damit haben Theologen und Laien prinzipiell die gleichen Aufgaben der

⁴² Vgl. ausführlicher Nethöfel, in: Böltz/Nethöfel 2010.

⁴³ Sulze 1891, 2.

religiös-sittlichen Erziehung der Menschen in der Parochie; auf Grund seines theologischen Studiums behält der Pfarrer jedoch die Gesamtverantwortung für die Gemeinde. Zu seinen Qualifikationen zählt auch seine religiös und sittlich ausgeprägte Persönlichkeit. Die »Tüchtigkeit des Charakters« steht beim Pfarrer an erster, »die technische Ausbildung an zweiter Stelle«.⁴⁴ Es soll eine persönliche, geradezu innige Beziehung zwischen Pfarrer und Gemeinde wachsen; trotzdem bedarf die Gemeinde einer »monarchischen Spitze«. Nur so kann der Pfarrer seine erzieherische Aufgabe wahrnehmen. Mit solchen Strukturveränderungen, glaubte Sulze, könne Kirche wieder zu dem werden, was ihr durch die Verselbstständigung des Bürgertums genommen worden war: zu einer sozialen Macht. Die von Sulze angestoßene Gemeindebewegung war im Lauf der Jahrzehnte recht erfolgreich: Nach dem Ersten Weltkrieg wurde in den Kirchenordnungen der meisten Landeskirchen festgeschrieben, dass einem Pfarrer ein bestimmter Seelsorgebezirk zuzuweisen sei, in dem er pastoral selbstständig arbeiten solle.⁴⁵ Seither gilt es in den Kirchen als selbstverständlich, dass eine Parochie die Zahl von etwa 2500 Gemeindegliedern nicht überschreitet. Die Folgen für Theorie und Praxis des Pfarramtes sind klar: Die Identität des Pfarrers wird nun verstärkt über seine Beziehung zur Gemeinde definiert;⁴⁶ zumindest annähernd sollte ein Pfarrer seine Gemeinde kennen, und, vermittelt über Gottesdienste, kirchlichen Unterricht, Seelsorge und Kasualien, in ständigem Kontakt mit ihr stehen. Zwar sollen »alle an allen« arbeiten, die Gemeinde soll »so innig wie eine christliche Familie« aus einem Geist leben. Aber die letzte Verantwortung für die sittliche Verfassung der Gemeinde bleibt beim Pfarrer.⁴⁷

5.3.3 Der Pfarrer als Persönlichkeit⁴⁸ (Martin Schian)

Martin Schian (1869–1944) thematisiert als Ausgangspunkt seiner Pastoraltheologie von 1920 die zunehmende Individualisierung der damaligen Gesellschaft. »Der protestantisch begründete Individualismus ist mächtig gewachsen. Wir stehen auf uns selbst. Wir raten uns selbst. Wir helfen uns selbst ... Was ein anderer uns sagen könnte, sagen wir ebenso gut oder besser uns selbst. Wozu also braucht der Gebildete den Pfarrer?«⁴⁹ Bereits 1906 hatte der Theologe und Schriftsteller Theodor Kappstein (1870–1960) eine Umfrage unter der Überschrift: »Bedürfen wir des Pfarrers noch?« veranstaltet. In einer der eingegangenen Antworten heißt es: »Sonst machte das Amt den Pfarrer, heute macht der Pfarrer das Amt

⁴⁴ Sulze 1906, 178.

⁴⁵ Vgl. Möller 1991, 147 unter Bezugnahme auf die Ev.-luth. Landeskirche Sachsens.

⁴⁶ Pohl-Patalong 2007, 537.

⁴⁷ Sulze 1891, 84f. und 86.

⁴⁸ Die Überschrift des dritten Kapitels seines Buches von 1920 heißt »Der Pfarrer als Persönlichkeit«, ebd., 14ff.

⁴⁹ Schian 1920, 7.

... Es gibt keine Gabe des Geistes, des Gemütes, der Wissenschaft und der Kunst, womit er suchende und bedrängte Seelen nicht aufrichten, festhalten und erquickern kann, wenn Überzeugungskraft dahinter steht. *Man verlangt eine Persönlichkeit.*⁵⁰

Schian zitiert diese Passage mit großer Zustimmung. Zwar trägt das erste Kapitel seiner Pastoraltheologie die Überschrift »Das Amtsbewusstsein«. Aber das Amt muss mit »persönlicher Überzeugung« gefüllt werden. »Wer auf Personen wirken will, muss persönlich wirken. Wer ihnen persönliche Werte vermitteln will, muss diese Werte persönlich vermitteln.«⁵¹ Um so persönlich wirken zu können, muss der Pfarrer »unbedingt wahrhaftig« sein. Teil dieser Wahrhaftigkeit ist, dass sich die Pfarrer ehrlich zu ihrem Menschsein bekennen: »Pfarrer sind Menschen. Menschen sind Werdende, sind Ringende. Auch die sittliche, christliche Persönlichkeit des Pfarrers muß im Kampf werden ... Seine Wahrhaftigkeit leidet nicht, wenn er nur nicht den falschen Schein zu erwecken sucht, als sei er, der Ringende, ein Fertiger.«⁵²

5.3.4 Der Pfarrer als Zeuge des Wortes Gottes (dialektische Theologie)

Die dialektische Theologie grenzt sich entschlossen von einem kulturprotestantischen Pfarrbild, das die Sittlichkeit und Persönlichkeit des Pfarrers in den Vordergrund stellt, ab. Der Verkündiger des Evangeliums soll im Gegensatz zu allen menschlichen Erwartungen und Bedürfnissen stehen, auch im Gegensatz zu allen Bemühungen um Persönlichkeitsbildung. Was der frühe Karl Barth (mit Kierkegaard) über die Existenz des Apostels Paulus schreibt, dürfte im Grunde auch für sein Verständnis des Pfarramtes gelten. Zu Röm 1,1 schreibt er 1922:

»Mag Paulus sein wer und was er will, der Inhalt seiner Sendung ist letzten Grundes nicht in ihm, sondern in unüberwindlicher Fremdheit, in unerreichbarer Ferne über ihm. Er kann sich seines Apostelberufs nicht als eines Momentes seiner eigenen Lebensentwicklung bewußt werden. »Der Apostelberuf ist ein paradoxes Faktum, das im ersten und letzten Augenblick seines Lebens außerhalb seiner persönlichen Identität mit ihm selbst steht« (Kierkegaard). Aber im Widerspruch zu sich selbst und im Unterschied zu jedem anderen Menschen ist er zugleich von Gott berufen und ausgesendet ..., ein »Ausgesonderter«, ein Vercinzelter, ein Verschiedener. In Reih und Glied mit jedermann, Stein unter Steinen in jeder Beziehung, nur in seiner Beziehung zu Gott ein Fall für sich. Gerade als Apostel ohne ein geordnetes Verhältnis zur menschlichen Gemeinschaft in ihrer geschichtlichen Wirklichkeit, von da aus gesehen vielmehr eine nur als Ausnahme mögliche, ja unmögliche Erscheinung. Das Recht dieser seiner Stellung und die Glaubwürdigkeit seiner Rede ruhen in Gott.«⁵³

⁵⁰ Ebd., 14. (Sperrung im Original). Steck 1974, 7 merkt dazu an: »Der Pfarrer wird [s.c. in dieser Umfrage, M.K.] durchweg als Repräsentant des kulturellen, des geistigen und religiösen Lebens begriffen, der Sinn des Pfarrberufs nach nichts anderem bemessen als nach seiner gesellschaftlichen Funktion ...«.

⁵¹ Schian 1920, 16f.

⁵² Ebd., 93 und 100.

⁵³ K. Barth (1922) 1984, 3f. (Sperrung von M.K.).

Durchaus vergleichbar schreibt 1921 der junge Eduard Thurneysen mit Blick auf die Predigt vom Pfarrer:

»Nur der wird das Wort Gottes auf die Lippen bekommen, der weiß, dass Gottes Wort auf keines Menschen Lippen liegen kann. Nur der darf Gottes Zeuge sein, der, indem er es wird, in den Abgrund hinaustritt, über alles Menschliche hinausgreift, nur der, der sterben will, indem er vom Leben redet.«⁵⁴

Die Person des Pfarrers, seine Fähigkeiten und seine Grenzen, seine Bedürfnisse, Wünsche und Ängste sowie sein Lebenserfahrungen werden zum Hindernis für das Ausnahme-Amt des Zeugen, für den Prediger, der »über alles Menschliche hinausgreift«. Alles Persönliche muss in den Hintergrund treten, muss sterben, es führt nur zu einer Verfälschung des Verkündigungsauftrags. Entsprechend gab es im Kontext der dialektischen Theologie lange Zeit keine ausgearbeitete Pastoraltheologie. Das ist nur folgerichtig, denn, wie gesagt, es geht in diesem Ansatz nur um die theologische Bestimmung des Amtes, nicht um Person und Handeln des Pfarrers.⁵⁵

Die angedeutete Tendenz wird noch einmal überdeutlich bei Wolfgang Trillhaas (1903–1995), der 1950 eine Pastoraltheologie geschrieben hat, die der dialektischen Theologie zuzuordnen ist. In § 3 handelt Trillhaas »von den persönlichen Voraussetzungen zum Amt«. Einleitend schreibt er:

»Man könnte natürlich fragen, ob man vom Persönlichen so viel Wesens machen sollte. Jedenfalls geht es nicht darum, die Person des Seelsorgers wichtig zu nehmen. Man könnte im Gegenteil sagen: Er selber muß ganz unwichtig werden. Er sollte hinter der Sache, der er dient, zurücktreten ... Dass in der evangelischen Kirche entgegen den ursprünglichen Absichten alles viel zu sehr an der Person hängt, ist ein Irrtum und ein schwerer Schaden. Es führt zu einer Verdunkelung der Sache der Kirche, und es schließt die Versuchung zur Eitelkeit in sich.«⁵⁶

Danach bleibt eigentlich nichts mehr über die persönliche Seite des Pfarramts zu sagen, es folgen nur noch ein paar eher trockene Bemerkungen: Ein Pfarrer solle »kultivierte Umgangsformen« haben, ein gesundes Selbst- und Amtsbewusstsein an den Tag legen, was bedeutet: »Hinter dem Amt und Dienst des Seelsorgers muss eine höhere Notwendigkeit sichtbar werden, ein Zwang, der von Gott kommt.« Er soll geistlich leben und »fröhlich eine Individualität sein.«⁵⁷

Der Amtsträger muss natürlich getauft und konfirmiert sein und eine vocatio interna haben (die aber nicht als inneres Erlebnis verifizierbar sein

⁵⁴ Thurneysen (1921) 1971, 107f.

⁵⁵ Auch das Buch von Hans Asmussen, Die Offenbarung und das Amt von 1932 und die pastoraltheologischen Gedanken von Dietrich Bonhoeffer könnten hier noch genannt werden. Vgl. Pohl-Patalong 2007.

⁵⁶ Trillhaas 1958, 49.

⁵⁷ Ebd., 51 und 53.

muss). Theologiestudium und männliches Geschlecht sind weitere Voraussetzungen.

Eine Frau darf nach Trillhaas nicht das geistliche Amt ausüben. Unter Berufung auf 1Kor 14,34ff. und die christologischen Aussagen von Christus als dem Haupt (der Mann) und der Gemeinde als der Braut (die Frau) schreibt der Autor: »Würde also eine Frau das volle geistliche Amt, d.h. die pastorale Verantwortung für die Kirche übernehmen, so würde sie diese Ordnung umkehren und ›Haupt‹ werden, wo sie doch Weib und damit der Gemeinde im rezeptiven Sinn zugeordnet ist.« Der Dienst der Frauen sei ein anderer als der der Männer, deswegen aber nicht geringer. »Der Dienst der Theologin in der Kirche kann nur ein diakonischer sein.«⁵⁸ (→ Kap. 8)

Zusammenfassend kann man sagen: Das Pfarrbild im Umfeld der dialektischen Theologie erscheint, wenn man es mit den vorangehenden Entwürfen des ausgehenden 19. Jahrhunderts vergleicht, von einer genialen Einseitigkeit: Mit einem Schlag ist der Pfarrer von den Erwartungen sowohl der Gemeinde wie der Gesellschaft befreit. Er ist nur dem Wort Gottes bzw. seinem Amt verpflichtet. Darin liegt eine große Entlastung: Man muss sich nicht darum kümmern, was die Menschen denken, sagen und erwarten; alle Fragen nach Wirkung und Glaubwürdigkeit etc. sind Gott anheim gestellt.

Mehrere Generationen von Theologen haben sich an diesem exklusiv theologisch bestimmten Bild des Zeugen ausgerichtet, bis in die 60er Jahre des 20. Jahrhunderts war es dominant. Zweifellos hat der zeitgeschichtliche Kontext dieses Bild unterstützt: zunächst der Kirchenkampf, der eine klare Frontbildung zwischen Nationalsozialisten bzw. Deutschen Christen und Bekennender Kirche förderte und forderte; und nach dem Krieg die Zeit der Restauration und des Wiederaufbaus, in der Kirche und Pfarrer als moralische Autoritäten besondere Wertschätzung erfuhren.

Man könnte meinen, dass die klassische Pastoraltheologie damit an ihr Ende gekommen wäre. Gerhard Rau jedenfalls versteht seine historische Darstellung der Pastoraltheologie aus dem Jahr 1970 (!) als »Grabgesang« einer aussterbenden wissenschaftlichen Gattung und folgert weiter: »Daher zeigt das Ende der pastoraltheologischen Tradition das Ende des traditionellen Pfarramtes an.«⁵⁹ Diese Voraussage hat sich ganz und gar nicht erfüllt. Das Pfarramt ist weiterhin lebendig geblieben – und schon wenige Jahre nach Raus »Grabgesang« formuliert Wolfgang Steck ein »Plädoyer für eine Erneuerung der Pastoraltheologie (1974).«⁶⁰ Steck plädiert für eine »vorwissenschaftliche Berufstheorie des Pfarrers«⁶¹, weil die wissenschaftlichen Wirklichkeitskonstruktionen der Praktischen Theo-

⁵⁸ Ebd., 32 und 33f.

⁵⁹ Rau 1970, 317ff.

⁶⁰ Steck 1974.

⁶¹ Ebd., 19.

logie das komplexe Berufswissen des Pfarramtes nicht zureichend darstellen und reflektieren könne. »Die Pastoraltheologie stellt damit neben der wissenschaftlichen praktischen Theologie ein wichtiges Element in der beruflichen Orientierung des Pfarrers dar.«⁶²

Die Bedeutung der Pastoraltheologie für die berufliche Orientierung der Pfarrerinnen und Pfarrer und der Stellenwert des Pfarramtes für die Kirche spiegeln sich seither in einer ganzen Reihe von pastoraltheologischen Entwürfen, von denen hier die wichtigsten skizziert werden sollen.

5.3.5 Der Pfarrer als Kommunikator des Evangeliums (Ernst Lange)

Einer der ersten, der in den ausgehenden 60er Jahren des 20. Jahrhunderts von einer Krise des Pfarrberufs sprach und diese zum Ausgangspunkt neuer pastoraltheologischer Überlegungen machte, war Ernst Lange (1927–1974, zuletzt Pfarrer in einer Ladenkirche in Berlin und Professor für Praktische Theologie an der Kirchlichen Hochschule Berlin). Für Lange ist die Krise des Pfarrberufs im Kern ein Kommunikationsproblem: Der Pfarrer macht immer wieder die Erfahrung, dass er seine Theologie, seinen hohen, von der dialektischen Theologie gespeisten theologischen Anspruch nicht wirklich vermitteln kann, er bleibt unverstanden; die Gemeinde lässt sich nicht so motivieren, wie er das gerne möchte.

Der Pfarrer »kann sich nicht verständlich machen. Er kann die gläserne Wand nicht durchbrechen, die ihn vom Hörer, vom Zeitgenossen trennt. Die Worte, die er spricht, stiften weder Ja noch Nein, weder wirkliche Kooperation mit den Kollegen noch Mündigkeit unter den Mitarbeitern, weder missionarisches Bewusstsein bei den Teilnehmenden noch jene Verbindlichkeit unter den Distanzierten, in der Entscheidungen fallen. Drinnen und draußen bleibt alles beim alten, als spräche man nicht.«⁶³

Wie ist auf diese nach wie vor beklemmend aktuelle Situationsanalyse zu reagieren? Lange unterscheidet den Begriff des Amtes von dem des Dienstes am Wort. »Amt« lässt immer an die gegenwärtige Form des parochialen Pfarramtes und seine rechtliche und soziale Gestalt denken. »Dienst am Wort« ist offener konzipiert und zielt ab auf zwischenmenschliche Kommunikation.

»Der Dienst am Wort ist eine Bemühung um Verständigung. Ihr Gegenstand ist die biblische Überlieferung, genauer, die Relevanz des in dieser Überlieferung Bezeugten für die hic et nunc versammelte Hörergemeinde. Solche Verständigung ist prinzipiell erreichbar, und sie muss erreicht werden, wenn es zum Einverständnis des Glaubens oder zur Verweigerung dieses Einverständnisses im Unglauben kommen soll.«⁶⁴

⁶² Ebd., 30.

⁶³ Lange (1965) 1982, 106f.

⁶⁴ Ebd., 111.

Hier steht Langes homiletische Theorie im Hintergrund: Es geht ihm darum, die Relevanz des Evangeliums für die Lebensführung in der Gegenwart auszuweisen. Lange konkretisiert diesen Ansatz nun im Blick auf die Verbindung von Pfarramt und Gemeinde. »Voraussetzung gelungener Kommunikation ist die Partizipation des Redenden an der Lage des Hörenden.«⁶⁵ Der Prediger muss die Lebenssituation, die Sprache des Hörers kennen, seine Anfechtungen, seine Zweifel, seine Not. Diese Partizipation ist, so Lange, nicht mehr institutionell vorgegeben, und sie ist heute angesichts der Vielfalt der Lebens- und Gemeindeverhältnisse auch nicht mehr herstellbar. Wenn aber die Kirche die Situation der Menschen nicht mehr kennt, wird sie sprachlos!

Diese Situation ist für Lange nur zu bewältigen durch eine Wiederbelebung des Priestertums aller Gläubigen. In der faktischen Diaspora-Situation der Kirche in der modernen Gesellschaft lebt die Kirche vom alltäglichen Zeugnis, vom alltäglichen Dienst ihrer Mitglieder. Es ist eine völlige Überforderung, alle Aktivitäten und alle Erwartungen auf den Pfarrer zu fokussieren. Das alltägliche Zeugnis der Mitglieder der Kirche muss in den Mittelpunkt rücken. Dann verschiebt sich die Rolle des Pfarrers: Der Pfarrer als sachkundiger Interpret der apostolischen Überlieferung wird zum Helfer und Mithelfer der Laien, der nicht-theologischen Mitarbeitenden. Die Mitarbeitenden müssen geschult, beraten, entlastet werden; dazu ist die apostolische Überlieferung unverzichtbar.

»Der Pfarrer wird nun zum Helfer und Mithelfer der Mitarbeiter. Die Schwerpunktarbeit des Pfarrers würde darin bestehen, Mitarbeiter zu sammeln, zu informieren und den Seelsorgern ein Seelsorger zu sein. Der Pfarrer hat für die dazusein, die für andere da sind ...

An der Unentbehrlichkeit des sachkundigen Interpreten der apostolischen Überlieferung wird nicht dadurch gerüttelt, dass er aus seiner Monopolstellung im Dienst am Wort herausgelöst und zur Kommunikation mit den Sachkundigen der Situation genötigt ist – im Gegenteil. Nur wird er freilich seine Autorität anders ausüben lernen müssen, als es das traditionelle Amtsverständnis vorgibt.«⁶⁶

Lange unterscheidet hier – das erscheint als das eigentlich Neue und zugleich Problematische – zwischen Sachkundigen der Tradition und Sachkundigen der Situation. Er sieht offenbar nicht mehr die Möglichkeit, dass beides in einer Person, in der Person des studierten, des ordinierten Theologen zusammenkommt. Die studierten Theologen kommen mehrheitlich aus der Mittelschicht; durch ein wissenschaftliches Studium werden sie zusätzlich den Menschen und der alltäglichen Lebenswelt entfremdet. Von daher können sie jene geforderte Partizipation an der Lebenswelt der Gemeindeglieder nur noch sehr begrenzt erbringen.

Die Aufteilung in Sachkundige der Tradition und Sachkundige der Situation erscheint dann als Notlösung; sie kann nur gelingen, wenn es zu ei-

⁶⁵ Ebd., 113.

⁶⁶ Ebd., 136f.

ner intensiven Kommunikation zwischen den Beteiligten kommt, wenn Tradition und Situation durch ihre jeweiligen Vertreter miteinander ein offenes Gespräch eröffnen.

Lange hat diese Überlegungen 1965 vorgetragen, in einer Zeit, in der die Krisensymptome der evangelischen Kirche und des Pfarramtes zum ersten Mal deutlich sichtbar wurden. Seine Beobachtungen und Vorschläge fanden große Aufmerksamkeit und haben vor allem die Homiletik beeinflusst. Das Verständnis des Pfarramtes konnten sie nicht wirklich verändern.

5.3.6 Der Pfarrer als Helfer und Seelsorger (Karl-Wilhelm Dahm)

In seiner funktionalen Kirchentheorie kritisiert Karl Wilhelm Dahm den theologischen Ansatz einer Pastoraltheologie beim Amtsverständnis, beim theologisch definierten Auftrag der Kirche, weil es dadurch zu einer deutlichen Diskrepanz zwischen Theologie und empirischer pfarramtlicher Praxis komme.⁶⁷ Die Theologie definiere die Grundlagen und Ziele kirchlicher Praxis; für die tatsächliche Praxis blieben solche theologischen Konzepte jedoch meistens folgenlos. Deswegen schlägt Dahm den umgekehrten Weg ein:

»In den hier vorgelegten Überlegungen wird versucht, an diesem Defizit anzusetzen und gewissermaßen einmal umgekehrt als sonst üblich vorzugehen: nämlich bei der Erörterung und Problematisierung der Funktionen zu beginnen und auf diesem Weg Bausteine für eine Theorie des kirchlichen Handelns zu gewinnen.«⁶⁸

Was der traditionellen Amtstheorie ein Graus ist, der Funktionsbegriff, wird also zum Ausgangspunkt gemacht: Mit Hilfe der empirischen Kirchensoziologie, die im Lauf der 60er Jahre an Einfluss gewann, wird erhoben, was die Menschen von der Kirche erwarten, wie sie den Pfarrer / die Pfarrerin sehen; daraus wird eine Kirchentheorie und eine Pastoraltheologie bzw. -theorie entwickelt.

Die Ausgangsfrage lautet: »Welche besonderen ... Aufgaben werden der Kirche in unserer durch Arbeitsteilung und funktionelle Spezialisierung strukturierten Gesellschaft von der Bevölkerung zugeschrieben?« Die Antwort: Es lassen sich vor allem zwei Funktionsbereiche ausmachen: »Wir meinen erstens einen ›Funktionsbereich der Darstellung und Vermittlung von grundlegenden Werten‹ und wir meinen zweitens einen ›Funktionsbereich der helfenden, vor allem emotionalen Begleitung in Krisensituationen und an Knotenpunkten des Lebens.‹«⁶⁹

⁶⁷ Zum folgenden Dahm 1971, 99ff.

⁶⁸ Ebd., 100.

⁶⁹ Ebd., 117.

Diese beiden Tätigkeitsbereiche erscheinen als zentrale Erwartungen an die Kirche: Angebote zur Wertevermittlung, zur Verhaltensorientierung, zur ethischen Normbildung, und das Angebot zur helfenden Begleitung, wie es in kirchlicher Seelsorge und Beratung, stellenweise auch in der Diakonie und im Zusammenhang mit den Kasualien zum Ausdruck kommt. Diese Erwartungen der Menschen, so Dahm, sollen die Aufgabenstellung und das Selbstverständnis des Pfarramtes bestimmen: Pfarrerrinnen und Pfarrer sollen – wenn es nach diesen Erwartungen geht – zu Spezialisten für Wert- und Sinnvermittlung und seelsorgliche Begleitung werden. Daraus ergibt sich ein ziemlich klares Berufsprofil, das Pfarrer und Pfarrerrinnen entlastet von der Vielzahl diffuser Erwartungen und Aufgaben. Eine solche Konzentration auf zwei wesentliche Bereiche stellt einen wichtigen Schritt in Richtung Professionalisierung des Pfarrberufs dar.

Den traditionellen Verkündigungsauftrag des Pastors sieht Dahm nicht im Widerspruch zu dieser funktionalen Beschreibung des Pfarramtes. Die Verkündigung des Evangeliums bezeichnet nicht etwas anderes neben den beiden genannten Funktionsbereichen, sondern Verkündigung geschieht »in, mit und unter« diesen Funktionen. Wertevermittlung und seelsorgliche Begleitung kommen her von der Verkündigung des Evangeliums, müssen verstanden werden als Ausdrucksformen dieser Verkündigung – unter den Bedingungen der gegenwärtigen gesellschaftlichen Funktionsdifferenzierung, der sich die Kirche nicht entziehen kann.

Dahms funktionale Kirchentheorie passte gut zu den Studienreformdiskussionen im Zusammenhang mit den 68er Studentenunruhen und den Anfängen der Seelsorgebewegung. Eine tiefgreifende Reform des Theologiestudiums wurde von vielen Seiten gefordert: Die historische Ausrichtung der gesamten Theologie, das Übermaß an Exegese, an historischer und Systematischer Theologie müsse zurückgeschraubt werden zugunsten der Praktischen Theologie, zugunsten von Human- und Sozialwissenschaften, zugunsten gegenwartsorientierter Auslegungs- und Handlungskompetenz, um die Fertigkeiten in den Bereichen Wertevermittlung und Seelsorge/Beratung gezielt zu erhöhen – das war damals eine verbreitete Forderung.

Aus der Tatsache, dass eine solche Reform des Theologiestudiums nicht stattgefunden hat, kann man entnehmen, dass sich Dahms Kirchentheorie und Pastoraltheorie nur begrenzt durchgesetzt haben, obwohl ihre Akzente von allen späteren Kirchengremien weiterhin bestätigt worden sind. Seine funktionale Kirchentheorie enthielt erste Ansätze zu einer klaren Professionalisierung des Amtes – Ansätze, die von der Seelsorgebewegung in Deutschland insgesamt verstärkt und unterstützt worden sind.

Dahms Kirchentheorie hat sich aber auch deswegen nicht weiter durchgesetzt, weil gesellschaftliche Veränderungen seither die Ausgangsbedingungen gravierend verändert haben. Die Kirche hat kein Verkündigungs-

und Ritenmonopol mehr; es gibt eine Fülle von anderen Sinn- und Wertanbietern auf dem Markt. Die Nachfrage nach Begleitung im Lebenslauf, speziell an Krisenpunkten, wird von einer Vielfalt von therapeutischen und pädagogischen Ansätzen aufgegriffen – insofern ist es nicht mehr selbstverständlich, wie noch in den 70er Jahren, dass mit dieser Spezialisierung ein deutlicheres Berufsprofil für Pfarrerrinnen und Pfarrer zu erreichen wäre.

5.3.7 Pfarrerrinnen und Pfarrer als Geistliche (Manfred Josuttis)

Zehn Jahre später stellt Manfred Josuttis eine Pastoraltheologie vor, deren Titel bereits das Programm andeutet: *Der Pfarrer ist anders* (1982).⁷⁰ Offenbar befürchtet Josuttis, dass die Pfarrbilder seiner Zeit den Pfarrberuf zu stark den bürgerlichen Erwartungen angleichen, deswegen macht er dessen Andersartigkeit zum Mittelpunkt seiner Konzeption.

An den Arbeiten von Josuttis lässt sich der Übergang von einer »Unsichtbarkeit« der *Pfarrerin* in der pastoraltheologischen Literatur⁷¹ hin zur gleichberechtigten Berücksichtigung von Frauen im Pfarramt gut verdeutlichen. In seiner Pastoraltheologie von 1982 ist durchgängig vom »Pfarrer« die Rede; im Fortsetzungsband von 1988 »Der Traum des Theologen« lautet eine Kapitelüberschrift »Die Brüder (und Schwestern)«. In der Pastoraltheologie von 1996 heißt es dann: »Pfarrer und Pfarrerin werden in Zukunft Führer/in sein ... Pfarrer und Pfarrerin führen in die Zone des Heiligen ...«⁷² In diesen sprachlichen Veränderungen spiegelt sich eine sich wandelnde Einstellung der Männer in Theologie und Kirche gegenüber den Frauen: Feministische Forschung der 80er und 90er Jahre hatte zunehmend verdeutlicht, in welchem Ausmaß Frauentraditionen in Bibel und Kirche unterdrückt worden waren, wie stark Theologie und Kirche inhaltlich und strukturell androzentrisch und patriarchal geprägt sind und was Theologie gewinnen kann, wenn sie feministische Anliegen wahrnimmt und aufgreift. Die steigende Zahl von Frauen im Studium der Theologie und im Pfarramt trug dazu bei, auch in der Pastoraltheologie die Bedeutung von Pfarrerrinnen zu berücksichtigen (→ Kap 8).

Die Andersartigkeit des Pfarrers, so Josuttis 1982, lässt sich soziologisch, psychologisch und theologisch beschreiben und begründen: Aus *soziologischer Sicht* sind Pfarrer und Pfarrerrinnen Akademiker (Kopf-arbeiter) und Beamte; Religion und Beruf fallen bei ihnen zusammen, damit auch Beruf und Freizeit, Beruf und Privatleben; sie leben in gewisser Weise eine öffentliche Existenz. Eine Fülle von besonderen Erwartungen und – im Fall des Scheiterns – auch besonderer Kritik richten sich auf ihre Person. Die Beziehung zu ihnen ist geprägt durch eine spannungsvolle Mischung aus Nähe und Distanz: Pfarrer und Pfarrerrinnen klagen darüber, dass sie in der Gemeinde keine Freunde haben (können). Schon diese Faktoren weisen auf ein deutliches Anderssein der Pfarrer und Pfarrerrinnen im Vergleich zur Mehrheit der Bevölkerung hin.

⁷⁰ Josuttis 1983.

⁷¹ So ein Zwischentitel bei Enzner-Probst 1995, 18ff.

⁷² Josuttis 1996, 18ff.

Aus *psychologischer Sicht* sind Pfarrer und Pfarrerinnen Repräsentanten von Religion, und lösen dadurch zahlreiche Übertragungen aus (→ 4.3.6): Zuneigung, Liebe, Idealisierung, aber auch Ablehnung, Ärger, Hass, die nicht primär ihrer individuellen Person, sondern ihrer Rolle gelten. Pfarrer und Pfarrerinnen genießen möglicherweise diese Repräsentationsrolle: Macht, Einfluss, Anerkennung, die sie bekommen, stärken ihre narzisstischen Tendenzen.

Aus *theologischer Sicht* hat die Andersartigkeit der Pfarrer und Pfarrerinnen ihren Kern darin, dass sie die Andersartigkeit Gottes vertreten und symbolisieren. Natürlich ist die Andersartigkeit Gottes nicht einfach eine religiöse Überhöhung der Andersartigkeit des Pfarrers; aber die Andersartigkeit des Pfarrers ist letztlich nicht zu begründen ohne Bezug darauf, dass er eben einen Gott zur Sprache bringt, der gegenüber allen menschlichen Belangen der »ganz Andere« ist und sein will.

Von diesem Selbstverständnis her steht der Pfarrer der Gemeinde gegenüber und kritisiert die volkskirchlichen Erwartungen. »Der Pfarrer möchte die anderen ändern. Wie er anders ist, sollen sie anders werden.« Die Gemeinde in ihrem Anderssein nicht nur zu konfrontieren, sondern eben auch zu verstehen, führt zu der schwierigen Gratwanderung von Annahme und Widerstand, Bestätigung und Kritik.⁷³

Für das persönliche Leben bedeutet das Thema des Anders-Seins, dass der Pfarrer »zwischen der eigenen Andersartigkeit und der Andersartigkeit Gottes unterscheiden lernen muss. Von der sozialen Erwartung, aber auch von den eigenen Wünschen her möchte er sich mit Gott identifizieren. Damit er nicht unter der Last eines solchen übermenschlichen Erwartungsdrucks zusammenbricht, ist es für ihn wie für alle Menschen notwendig, diesem inneren und äußeren Perfektionsdruck zu widerstehen und die doxologische Differenz zwischen Mensch und Gott jeden Tag lebenspraktisch zum Ausdruck zu bringen, im Gebet, in der Anfechtung und in der Doxologie.«⁷⁴

Das Anderssein des Pfarrers dekliniert Josuttis in verschiedenen Feldern des pastoralen Berufs durch, immer auf die Spannung von Beruf, Glaube und Person bezogen und immer mit Hilfe soziologischer, psychologischer, religionswissenschaftlicher und theologischer Einsichten. Das macht die Lektüre seiner Pastoraltheologie spannend.

Drei Beispiele, die Josuttis ausführlicher entfaltet, sollen hier vorgestellt werden:

1. *Der Pfarrer und die Macht*: Der Pfarrer hat durch sein Reden persuasive Macht in Verkündigung, Seelsorge, Unterricht. Als »Priester« hat er Zugang zum Heiligen, Anteil an der Macht Gottes. Als Beichtvater hat er Macht über die Gewissen seiner Gemeindeglieder.⁷⁵ Als Helfer macht er Menschen möglicherweise von sich abhängig, oder (miss-)braucht sie

⁷³ Josuttis 1983, 50 und 58.

⁷⁴ Josuttis 1983, 17.

⁷⁵ Vgl. Steinkamp 1999.

zur eigenen Bestätigung. »Helfen heißt Herrschen«, hatte Dietrich Stollberg zugespitzt formuliert.⁷⁶ Dessen sollten sich Helfende bewusst sein.

Ein besonderes Problem entsteht dadurch, dass der Pfarrer seine Macht nicht genießen darf! In der Kirche ist Macht ein Unwort: Alles Handeln ist Dienst, gemäß dem Ausspruch Jesu: »Wer unter euch groß sein will, der sei euer Diener; und wer unter euch der Erste sein will, der sei euer Knecht« (Mt 20, 27).

Insofern muss der Pfarrer die Macht, die mit seiner Position gegeben ist, verleugnen, verdrängen, tabuisieren. Nach der psychoanalytischen Einsicht von der Wiederkehr des Verdrängten wird aber dann unter der Parole vom Dienst die Macht umso unbegrenzter ausgelebt. Hierarchien werden verschleiert, Vorgesetzte-Nachgeordnete-Beziehungen durch die theologische Rede von der Geschwisterlichkeit der Christen (»Bruder«, »Schwester«) verunklart, häufig wird nicht deutlich genug zwischen Dienstgesprächen und seelsorglichen Gesprächen unterschieden etc. Kurz: Es mangelt in der Kirche an Transparenz und Kontrolle von Macht! Entsprechend hat es bis vor einigen Jahren keine gründliche Leitungsbildung bzw. -fortbildung gegeben.

2. *Der Pfarrer und das Wort*: Diener am Wort heißt der Pfarrer in der reformatorischen Tradition. Das Wort ist in der Reformation zum »Gnadenmittel« geworden: Allein durch das Hören des Wortes empfangen wir Gottes Gerechtigkeit. Die Reformation kam durch Luthers Predigten und seine Schriften in Gang. Gottes Wort ist für Luther ein Wort, das den Menschen unbedingt angeht und ihn darauf anspricht, dass er Empfangender, Beschenkter ist.

Die Psychologie, so Josuttis, bestätigt die Macht des Wortes: Entwicklungspsychologisch gesehen ist die Sprache eins der wichtigsten Mittel, mit dessen Hilfe ein Mensch sozialisiert wird, mit dessen Hilfe ein Kind die Regeln, die Vorstellungen seiner Familie, seiner Gesellschaft kennenlernt und übernimmt, mit dessen Hilfe es eine Identität entwickelt und sich Zukunft eröffnet. Sprache ist das Medium, mit dem wir Kontakt zu anderen und zur Welt aufnehmen, es ist das Medium, mit dem wir uns zutiefst gegenseitig verletzen und auch wieder heilen können. Die Heilungskraft des Wortes wird in der Psychotherapie immer wieder unter Beweis gestellt.

Gerade im Vergleich zum Psychotherapeuten zeigt sich nun aber das Anderssein des Pfarrers: Das Wort, das er verkündigt, beansprucht nicht nur Heilung, sondern Heil, also eine letztgültige, nicht überbietbare Lebensrelevanz – ein riesiger Anspruch! Eben dies lässt sich empirisch überhaupt nicht nachweisen. Pfarrer und Pfarrerinnen tragen diesen Anspruch vor sich her, einen Anspruch, der Tag für Tag eher Lügen gestraft als eingelöst wird: Pfarrer und Pfarrerinnen predi-

⁷⁶ Stollberg 1979 (b).

gen Land auf Land ab, Landeskirchen und die EKD geben zahllose »Worte« heraus – aber offenbar bewirken diese Worte schon lange nicht mehr, was sie proklamieren; die Zahl derer, die darauf hören, nimmt kontinuierlich ab. Das kirchliche Reden erscheint eigentümlich kraftlos, blass, realitäts- und lebensfern: Es ist vorrangig eine Einbahnkommunikation, die keinen Dialog in Gang setzt, es ist eine auf die rationale Ebene reduzierte Kommunikation, der die Kraft der lebendigen Erfahrung fehlt, der die emotionale und die leibliche Tiefe fehlt.

3. *Der Pfarrer und die Sexualität:* Das Anderssein des Pfarrers kommt in diesem Lebensbereich besonders zum Ausdruck; er ist für die Kirche immer schon besonders heikel gewesen, er ist es immer noch: Pfarrer und Pfarrerinnen sollen verheiratet sein, unverheiratet Zusammenlebende sind nicht gerne gesehen von der Kirchenleitung; Scheidung ist in manchen Landeskirchen immer noch ein besonderes Problem (Josuttis hat dies 1982 geschrieben!); außereheliche Beziehungen ziehen bei Theologen und Theologinnen Disziplinarverfahren nach sich; gelebte Homosexualität unter Pfarrer und Pfarrerinnen wird nicht toleriert.

In fast allen Religionen gibt es eine Spannung zwischen Religion und Sexualität: Um eine religiöse Handlung zu vollziehen, soll man rein sein; Sexualität gilt aber häufig als etwas Unreines. Insofern gibt es für den Priester die besondere Verpflichtung, asketisch zu leben, sich der Sexualität zu enthalten. Diese Form der Askese hat im Zölibat der katholischen Kirche ihren kirchenrechtlichen Ausdruck gefunden.⁷⁷ Im Protestantismus ist dem Pfarrer die Ehe freigegeben – und trotzdem nach wie vor mit einem hohen Ideal verknüpft: Er soll nämlich diese Lebensform nun auf ideale Weise leben. Was bei vielen Menschen scheitert, soll beim Pfarrer in vorbildhafter Weise gelingen. Ehe und Kindererziehung sind die Bereiche, in denen man besondere Erwartungen an den Pfarrer stellt. »Die menschlichen Schwächen, die man sonst jedermann zugesteht, sind dem Pfarrer verboten.«⁷⁸

Dabei ist unklar, ob die Kirchenleitungen nicht viel traditionellere und konservativere Maßstäbe anlegen, als es von Seiten vieler Gemeinden erwartet wird. Vielfach halten Kirchenleitungen an alten Klischees und Vorurteilen fest, während Gemeinden häufig offener und flexibler reagieren, als man gemeinhin denkt.

Josuttis hat den Ansatz beim Anderssein des Pfarrers im Lauf der Jahre weiter zugespitzt zu der These von 1996: Pfarrer und Pfarrerinnen sind Führer in eine spezifische andere Wirklichkeit, in die Wirklichkeit des Heiligen. »Pfarrer und Pfarrerin führen in die Zone des Heiligen, die

⁷⁷ In den orthodoxen Kirchen gilt ein eingeschränkter Zölibat: Nur der hohe Klerus (Bischof) darf nicht verheiratet sein.

⁷⁸ Josuttis 1983, 176.

immer verborgen war, die aber in der modernen Gesellschaft verboten ist, weil diese Macht die einzig reale Alternative gegenüber den destruktiven Tendenzen des Mammonismus darstellt. Deshalb liegt im Kontakt mit dieser Macht die tiefste Begründung auch für das kerygmatische und das diakonische Handeln.⁷⁹ Josuttis rechnet »mit einer eigenständigen Wirklichkeit und der selbsttätigen Macht des Heiligen«, er rechnet mit einem »Machtfeld des Heiligen«,⁸⁰ mit der Energie, die sie ausstrahlt. Pfarrer und Pfarrerin sind religiöse Symbolfiguren, Repräsentanten des Heiligen, und das hat zur Konsequenz: »er/sie vollzieht die heiligen Riten, er/sie erzählt die heiligen Mythen, er/sie führt das heilige Leben.«⁸¹ Sie arbeiten mit Symbolen und Ritualen, die eine Wirklichkeit vergegenwärtigen, »die transrational, aber auch transsubjektiv ist«⁸² und damit die bisherigen Perspektiven überschreitet.

Natürlich weiß Josuttis um die Problematik der Metapher »Führer/ Führerin«, er reflektiert sie in verschiedener Hinsicht und übernimmt dann den aus der katholischen Pastoraltheologie (im Anschluss an Karl Rahner und Paul Zulehner) geläufigen Begriff der Mystagogik: Es geht darum, Menschen vor jenes Geheimnis zu führen, das sie immer schon sind und das sie immer schon trägt. Dies ist kein rein individueller Prozess; die Gemeinde als ganze soll in Richtung auf das Reich Gottes aufbrechen. Dazu brauchen die einzelnen und die Gemeinde Begleitung, die sich als gleichberechtigt versteht, als transparent und dialogisch, und die sich der immer gegebenen Möglichkeit des Machtmissbrauchs verweigert.

»Der Führer als Mystagoge ist religionssoziologisch also dadurch gekennzeichnet, dass er nicht, wie der Priester, stellvertretend für andere den Kult praktiziert und auch nicht, wie der Prophet, engagiert eine Botschaft oder eine Lehre verbreitet. Der Führer als Mystagoge kennt vielmehr jene Techniken, mit denen man im Bereich des Heiligen arbeiten kann. Zu denken ist an Techniken der Versenkung in der Meditation, Techniken der Sakramente in der Transformation, Techniken der Bewusstseins-erweiterung in Trance und Ekstase.«⁸³

Um in diesem Sinn Führer/Führerin zum Heiligen sein zu können, brauchen Pfarrerinnen und Pfarrer selbst eine spirituelle Basis. »Wer auf das Leben anderer Menschen im Namen Gottes Einfluss zu nehmen versucht, muss selber von der Macht Gottes ergriffen werden.«⁸⁴ Das geschieht vor allem im Gebet, in einer spirituellen Grundhaltung – wobei sich Josuttis gegen eine Verengung von Spiritualität als eine rein geistig-

⁷⁹ Josuttis 1996, 20. Die Metapher vom Pfarrer als Führer ist nicht neu. Analogien zwischen dem Pfarramt und dem Auftrag des Moses sind immer wieder hergestellt worden. Vgl. das Büchlein von Vorwerk 1912.

⁸⁰ Josuttis 1996, 9.

⁸¹ Josuttis 1987, 200.

⁸² Josuttis 1996, 19.

⁸³ Ebd., 25f.

⁸⁴ Ebd., 48.

geistliche Haltung abgrenzt und mit dem katholischen Befreiungstheologen Leonardo Boff sagt:

»Spiritualität ist also eine Haltung, die das Leben in ihren Mittelpunkt nimmt und es gegen alle Mechanismen des Todes, der Einschränkung oder der Lähmung schützt und fördert.«⁸⁵

Dieses Konzept erfordert ein verändertes Verständnis der Bibel, der Gemeinde, der Predigt, der Liturgie. Im Umgang mit der Bibel wäre die »Macht heiliger Worte«⁸⁶ neu zu entdecken, ihre Kraftpotentiale, wie sie z.B. im Bibliodrama oder in der Meditation erschlossen werden. Diese Dimension des Wortes darf nicht gleich unter Magieverdacht gestellt werden; es wird eine Wirkung intendiert, die psychologisch beschrieben werden kann als Angstabbau, als Ich-Stärkung etc, die man aber eben auch theologisch umschreiben kann: Das Kraftfeld eines Wortes erschließt und verändert die Lebenssituation eines Menschen.

In ähnlicher Weise ist die Bedeutung der Gemeinde neu zu entdecken: Sie ist weder nur Milieu noch nur Organisation, sondern »Heilsgemeinschaft des Leibes Christi«, ein Machtfeld mit sakramentaler Natur. Der Pfarrer, der in dieses Machtfeld hineinführt, braucht nicht nur Exegese, Dogmatik und Psychologie, sondern letztlich Vollmacht. »Auf dem reichen Markt religiöser Möglichkeiten zählt auch für Pfarrer und Pfarrerin in Zukunft nur der »Erweis des Geistes und der Kraft« (1. Kor 2,4).«⁸⁷

Das pastoraltheologische Konzept von Josuttis ist einerseits beeindruckend: Es greift die Sehnsucht vieler Menschen nach ganzheitlicher Religiosität, nach einer neuen Verankerung in der Tiefe, nach einer Wiederentdeckung der Transzendenz und des Heiligen auf; dazu nimmt er Bezug auf die Breite frühchristlicher und außerchristlicher Traditionen. Andererseits erscheint das Konzept problematisch, weil es einen von anderen gesellschaftlichen Bereichen und von der alltäglichen Lebensführung abgesonderten Bereich des Heiligen zu reklamieren scheint. Ich sehe hier die Gefahr, dass dieses Pfarrbild in das Gebiet des Esoterischen abdriftet: Die Gläubigen könnten in eine eher regressive Rolle gegenüber ihren Führern und Führerinnen gedrängt werden, die Pfarrerinnen und Pfarrer selber könnten neue klerikale Machtansprüche geltend machen, sie geraten in eine Art von Guru-Funktion – beides ist wenig wünschenswert. Darüber hinaus scheint es mir ein Spezifikum des Protestantismus zu sein, dass er einen gesonderten Bereich des Heiligen gerade nicht gelten lässt: Die ganze Welt ist Gottes Schöpfung, das Wort Gottes durchdringt alle Lebensbereiche und hebt damit die alte Trennung von Sakral und Profan auf. Das von Paul Tillich so genannte »Protestantische Prinzip« zielt auf die Aufhebung dieser Unterscheidung ab. »Der Protestantismus bejaht die unmittelbare Beziehung des Göttlichen zu jedem Element der Wirklichkeit und protestiert gegen hierarchische Mittlerschaft wie gegen die Absonderung einer heiligen von einer profanen Sphäre.«⁸⁸ Es scheint, als ob Josuttis hinter diese protestantische Errungenschaft zurückgeht.

⁸⁵ Ebd., 49.

⁸⁶ Ebd., 58.

⁸⁷ Ebd., 81.

⁸⁸ Tillich 1962, 138.

5.3.8 Pfarrerinnen und Pfarrer als Religionshermeneuten (Wilhelm Gräb)

Wilhelm Gräb geht von der Pluriformität gelebter Religion in der Postmoderne aus. Angesichts dieser Vielfalt gerät das Christentum in eine »Umformungskrise«: Gott wird nicht mehr zur wissenschaftlichen Weltklärung benutzt, nicht mehr zur Legitimation moralischer Prinzipien; der christliche Glaube wird zunehmend in Anspruch genommen zur »Selbstthematisierung der Individualität des einzelnen Menschen.«⁸⁹ In der Selbstthematisierung erfährt der Mensch den religiösen Grund wahrer Menschlichkeit, die unbedingte Anerkennung der unverletzlichen Würde jedes Einzelnen und die Notwendigkeit des vorbehaltlosen Wohlwollens anderen gegenüber.

Die Wahrheit der Religion ist eine Sinn- und Beziehungswahrheit, die nun aber für viele Zeitgenossen nicht mehr exklusiv an die Inhalte der christlichen Tradition gebunden ist, sondern auch in anderen Religionen, in mystischem und esoterischem oder auch psychologisch-therapeutischem Gedankengut gefunden werden kann. Aus diesen verschiedenen Traditionssträngen basteln sich Menschen ihre Religion zusammen, d.h. sie konstruieren einen Sinn, von dem sie hoffen, dass er sie trägt.

Angesichts dieser Ausdifferenzierung von Religion sieht Gräb die Aufgabe des Pfarramtes in der »Ausbildung einer kulturhermeneutischen Kompetenz, welche die gelebte christliche Religion in anderen Formen als den unmittelbar kirchlichen wahrzunehmen bzw. in dieselben hinein zu kommunizieren erlaubt ...« Pfarrerinnen und Pfarrer sollten in der Lage sein, »die Deutungsangebote der christlichen Religion im Kontext unterschiedlicher Lebensformen, ästhetischer Ausdrucksweisen und Alltagskulturen auf überzeugungskräftige Weise zu kommunizieren.«⁹⁰

Gräbs Interesse ist dabei ein Mehrfaches:

- Er möchte aus einer klerikalen Verengung des Amtsbegriffs und der damit verbundenen gesellschaftlichen Randständigkeit des Pfarramts herausführen;
- er möchte den Pfarrberuf an der Renaissance und Vielfalt der religiösen Phänomene in der postmodernen Gesellschaft teilhaben lassen, diesen Beruf wieder auf neue Weise relevant werden lassen;
- er möchte die stetige Marginalisierung der Kirchen dadurch eingrenzen, dass ihre Repräsentanten lernen, die traditionellen Formen der Kommunikation des Evangeliums zu überschreiten und neue, für gegenwärtige Zeitgenossen anschlussfähige Ausdrucksformen zu finden.

Das Pfarramt soll also nicht mehr ausschließlich vom vorgegebenen kirchlichen Verkündigungsauftrag her bestimmt werden, sondern – angesichts der Vielfalt der Verwirklichungsmöglichkeiten – viel weiter gefasst

⁸⁹ Gräb 1998, 26 und 28.

⁹⁰ Ebd., 318.

werden als Chance zur persönlichen Gestaltung durch die einzelnen Pfarrerrinnen und Pfarrer.

»Er muss das Amt in eigene Regie nehmen. Er muss es so wahrnehmen, dass er den objektiven – durch Lehre und Bekenntnis definierten – kirchlichen Auftrag, der ihm in Gestalt seines Amtes vorgegeben ist, im Modus persönlicher Anverwandlung repräsentiert, fähig somit zur Reflexion persönlich auch anders gelebter Frömmigkeit, deutungskompetent im Übersetzen der christlichen Botschaft, in die vielfach anders symbolisierten Erfahrungen der nach Orientierungsgewißheit suchenden Zeitgenossen.«⁹¹

Hier wird zum einen die persönliche, glaubwürdige und kommunikativ flexible Qualität pastoralen Handelns eingefordert; zum anderen geht es um die ständige anspruchsvolle hermeneutische Vermittlung von Religion, Kultur und Gesellschaft in einem postmodernen Kontext: Die Sinndeutungsinteressen von Zeitgenossen von der christlichen Tradition her auszulegen, christliche Tradition mit den spirituellen und esoterischen Anliegen der Menschen in einen Dialog zu bringen und in solchen Kommunikationsprozessen persönlich glaubwürdig zu erscheinen und die unvermeidlichen Einseitigkeiten und Bruchstückhaftigkeiten nicht zu verleugnen. Darin kann sich etwas von gelebter Rechtfertigung spiegeln. Damit würde sich im Pfarramt abbilden, was die Menschen auf je ihre Weise auch vollziehen, nämlich ein ganz persönlich gefärbtes Verhältnis zur Religion, zur Kirche, zum Glauben zu entwickeln. Zusammenfassend bedeutet das: »Das Pfarramt als offene Gestaltungsaufgabe der es ausübenden individuellen religiösen Subjektivität zu begreifen, als Gestaltungsaufgabe der gebildeten, sich fortwährend religions- und kulturhermeneutisch bildenden Subjektivität, darauf käme es heute an.«⁹²

Dieser religionshermeneutische Ansatz im Verständnis des Pfarrberufs scheint mir immer wichtiger zu werden. Religion wandert zunehmend aus traditionellen kirchlichen Kontexten aus in eine diffuse Spiritualitäts- und Esoterikszene, in Psychotherapie, in Werbung und Popkultur: Wenn Pfarrerrinnen und Pfarrer nicht sprachfähig sind, wenn sie es nicht schaffen, immer wieder kreative Dialoge zu eröffnen und zu wechselseitigen Auslegungen von christlicher Tradition und wie auch immer gearteter gegenwärtiger Kultur und Spiritualität anzuregen, verlieren sie wesentliche Einflussmöglichkeiten, reduziert sich ihre Kommunikation auf binnenkirchliche Milieus.⁹³

5.3.9 Pfarrerrinnen und Pfarrer als Theologen/Theologinnen (Albrecht Grözinger und Christian Grethlein)

Albrecht Grözinger und Christian Grethlein haben auf je unterschiedliche Weise den Akzent im Berufsbild des Pfarrers / der Pfarrerin neu auf deren theologische Qualifikation gelegt.

⁹¹ Gräß 1998, 325f.

⁹² Ebd., 332.

⁹³ Wagner-Rau spielt dies beispielhaft am Thema Segen durch in ihrem Beitrag von 2011.

Grözinger spricht von einem »Amt der Erinnerung«, das es neu zu akzentuieren gälte. Angesichts des vielfach konstatierten Öffentlichkeitsdefizits des deutschen Protestantismus, angesichts des gesellschaftlichen und religiösen Strukturwandels, wie er mit dem Stichwort Postmoderne angezeigt ist, sieht Grözinger die Aufgabe der Kirche darin, »die Tauglichkeit der biblischen Tradition inmitten der postmodernen Vielfalt der Weltanschauungen und religiösen Orientierungen Tag für Tag aufs neue den Menschen plausibel zu machen.«⁹⁴

Einerseits lösen sich in der Postmoderne alle Traditionen, alle großen Erzählungen auf; andererseits wächst gerade daraus ein neues Bedürfnis nach Tradition, nach Sinndeutung und Orientierung. Grözinger zieht daraus die Konsequenz: »Die Menschen der Postmoderne suchen im Pfarrer, in der Pfarrerin nicht den großen Kommunikator, sondern den Interpreten, die Interpretin der biblisch-christlichen Tradition in jeweils bestimmten lebensgeschichtlichen Kontexten. Das Pfarramt gewinnt seine Bedeutung nicht in der Kommunikation, sondern im besonderen Profil der Tradition, für die es steht. Pfarrerrinnen und Pfarrer müssen nicht die besseren oder schlechteren Moderatoren sein, nicht die besseren oder schlechteren Manager, nicht die besseren oder schlechteren Show-Master, sondern sie müssen einstehen für eine bestimmte Tradition.«⁹⁵

D.h. es gilt Abschied zu nehmen von einem relativ grandiosen Pfarrbild, in dem Pfarrerrinnen und Pfarrer eine große Vielfalt von Erwartungen verkörpern und erfüllen: Abschied vom Generalisten, der für alles zuständig ist, überall anzutreffen, überall mitredend. Der Begriff der »Kommunikation des Evangeliums«, wie ihn Ernst Lange entfaltet hat, ist für dieses umfassende Leitbild charakteristisch. Grözinger möchte das Pfarramt demgegenüber reduzieren und konzentrieren auf die Auseinandersetzung mit der christlichen Tradition.

Dieses Amt soll ein profiliert intellektuelles Amt sein; es ähnelt dem Rabbinat, in dem man »in einer eigentümlichen Mischung von Lehre und Seelsorge die Tradition hegen und pflegen« will.⁹⁶ Pfarrerrinnen und Pfarrer sollten dann nicht mehr die Leitungsfunktion in der Gemeinde innehaben, nicht mehr die Gemeindemanager sein. Die Leitung der Gemeinde sollte einem Laiengremium übertragen werden, so dass sich Pfarrerrinnen und Pfarrer darauf konzentrieren können, das Amt der Erinnerung mit Überzeugungskraft auszuüben.

Allerdings bleibt unklar, wie dieses »Amt der Erinnerung« sich der gegenwärtigen pluralen gesellschaftlichen Situation stellt. Grözinger behauptet, es wachse ein »neues Bedürfnis nach Tradition«, und die Aufgabe des Pfarramtes bestünde deswegen darin, »durch innovative Vergegenwärtigung der postmodernen Gesellschaft den gefährdeten biblisch-christlichen Traditionsbestand zu erhalten«⁹⁷ – ohne auch nur anzudeuten,

⁹⁴ Grözinger 1998, 135.

⁹⁵ Ebd., 139 (Sperrung im Original).

⁹⁶ Ebd., 141.

⁹⁷ Ebd., 137.

wie das denn in Zeiten von Traditionsabbruch und Entkirchlichung konkret geschehen könne. Darüber hinaus baut Grözinger m.E. eine falsche Alternative auf: Das Amt der Erinnerung kommt nicht ohne die kommunikative Kompetenz derer aus, die das Amt innehaben. Die Tradition kann nur lebendig werden, wenn sie kommunikativ lebendig gemacht wird – was zugleich Leistung und Geschenk darstellt.

Gut zehn Jahre später konstatiert Christian Grethlein eine »gefährliche Entwicklung«: Theologie scheine für den Pfarrberuf immer mehr an Bedeutung zu verlieren.⁹⁸ Gegenüber der akademischen Theologie als Grundvoraussetzung des Pfarramtes würde zunehmend Wert auf Persönlichkeitsentwicklung (Kommunikationsfähigkeit) und spirituelle Bildung gelegt; es gebe auch seminaristische Ausbildungsformen, die zum Pfarramt führten; Synoden äußerten sich gelegentlich thelogiekritisch; der Nutzen der akademischen Theologie sei in der Praxis des Pfarramtes oft nicht nachweisbar: Alles in allem werde die wissenschaftliche Theologie als Grundlage des Pfarrberufs von verschiedenen Seiten kritisch angefragt. Die Entwicklung der akademischen Theologie, die erst seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert verbindliche Basis des Pfarramtes wurde, trage ihrerseits zu dieser kritischen Entwicklung bei: Zu beobachten sei eine zunehmende Historisierung und Spezialisierung der Theologie in einzelne Disziplinen, eine wachsende Kirchen- und Berufsdistanz der akademischen Theologie, die auch von der Praktischen Theologie nicht überbrückt werden könne, mangelnde Reformbereitschaft angesichts jahrzehntelanger Kritik, ein tiefer Graben zwischen Wissenschaft und Frömmigkeit.

In dieser Situation fordert Grethlein eine neue Wertschätzung der Theologie als Berufswissenschaft, allerdings in einer reformierten Gestalt.⁹⁹ Wissenschaftliche Theologie soll deutlicher als bisher sowohl mit spiritueller Bildung als auch mit dem Erlernen kommunikativer Kompetenzen verknüpft werden. Die Wissenschaft bleibt unverzichtbar angesichts der Tatsache, dass in einer pluralisierten und säkularisierten Welt die Reflexionsaufgaben im Pfarramt eher wachsen als abnehmen; spirituelle Bildung muss jedoch von Anfang an mit der Wissenschaft verknüpft werden, weil, wie es schon Schleiermacher formuliert hat, die Ausbildung in Theologie auf die Praxis der Kommunikation des Evangeliums abzielt. Da diese Kommunikation sich aber immer weniger auf institutionsgestützte Autorität verlassen kann, sondern sich verstärkt im Modus personaler Begegnung und biographiebezogener Kommunikation ereignet, gewinnt eine Einübung in grundlegende kommunikative Kompetenzen im Theologiestudium zunehmende Bedeutung. Die schon lange diskutierten Studienreformpläne, die durch die Diskussion über die Einführung konsekutiver Studienstrukturen in eine neue Phase getreten sind, sollten nach Grethlein in dieser Richtung entwickelt werden.

⁹⁸ Grethlein 2009, 6.

⁹⁹ Ebd., 104ff.

Wenn man Grethleins Anliegen so zusammenfasst, erscheint der Titel seines Buches beinahe irreführend: Zwar geht es ihm in der Tat um die Stärkung der theologischen Grundlage des Pfarrberufs, aber doch integriert mit und durchdrungen von geistlicher und kommunikativer Bildung. Eine Isolierung theologischer Kompetenzen wäre gerade kontraproduktiv.

5.3.10 Pfarrerinnen und Pfarrer als Professionelle (Isolde Karle)

Die gegenwärtige Krise des Pfarrberufs bildet den Ausgangspunkt der Überlegungen Isolde Karles. Als Reaktion auf die gesellschaftlichen Individualisierungs- und Pluralisierungsprozesse seien im Pfarramt tiefgreifende Verunsicherungen zu beobachten. Das Berufsbild werde ganz an der Subjektivität der einzelnen Amtsinhaber ausgerichtet, was zu einer hoffnungslosen Überforderung führe. Karle formuliert als ihr Ziel, in scharfer Abgrenzung von einem – überzeichneten – pastoralpsychologischen Pfarrbild: »Die vorliegende Studie bricht mit der Tradition bisheriger Pastoraltheologie, insofern sie sich nicht am Subjekt oder der Persönlichkeit des Pfarrers bzw. der Pfarrerin orientiert, sondern von vornherein von der sozialen Situation des Pfarrberufs im Kontext der modernen Gesellschaft ausgeht.«¹⁰⁰ Karle rekonstruiert das Pfarramt nicht psychologisch, sondern soziologisch mit Hilfe der Systemtheorie von Niklas Luhmann und der Professionstheorie von Rudolf Stichweh.

Der Pfarrberuf gehört neben Medizin und Jurisprudenz zu den klassischen Professionen. Zugehörigkeit zu einer Profession und die entsprechende Professionalität zeichnen sich durch eine Reihe von Merkmalen aus:

- Professionen bearbeiten zentrale Themenstellungen und Werte der Gesellschaft wie Krankheit, Bildung, Recht und Religion; es geht um die Bewältigung besonderer »Gefährdungen menschlicher Lebensführung«,¹⁰¹ die nur im vertrauensvollen Rahmen einer face-to-face-Begegnung angesprochen werden können. »Interaktion als Kommunikation unter Anwesenden und die Vermittlung einer Sachthematik bilden mithin die beiden wesentlichen Bezugsgrößen einer Profession.«¹⁰² Die ethischen Anforderungen an die Berufsausübung sind besonders hoch,¹⁰³ der Aufbau von Vertrauen und ein entsprechender Vertrauensschutz sind Voraussetzung gelingender Kommunikation.
- Zur Bearbeitung der Sachthematik ist der Erwerb eines berufstypischen systematisierten Wissens notwendig; dieses Wissen stellt die Grundlage für eine spezialisierte berufliche Technik und eine entsprechende Fachkompetenz dar. Im Fall des Pfarrberufs wird das berufstypische Wissen in einem universitären Studium der Theologie erwor-

¹⁰⁰ Karle 2001, 21f.

¹⁰¹ Karle 1999, 5.

¹⁰² Karle 2001, 41f.

¹⁰³ Stichweh 2003, 1679 spricht von einem »institutionalisierten Altruismus«.

ben; berufliche Technik und Fachkompetenz sollen im Wesentlichen in der sog. zweiten Ausbildungsphase (Vikariat) vermittelt werden. In der Ordination werden angehende Pfarrerinnen und Pfarrer auf die Sachthematik verpflichtet.

- Jede Professionsgruppe besitzt eine relative Autonomie gegenüber Staat und Gesellschaft; diese Autonomie spiegelt sich z.B. darin, dass die entsprechenden Institutionen selbstständig Ausbildungsrichtlinien, Examensordnungen und Standards für ein angemessenes berufliches Verhalten erstellen können, die vom Staat nur noch bestätigt werden. Bestandteil jener Autonomie ist weiterhin die große Unabhängigkeit der einzelnen Professionsträger in ihrem Beruf: Sie können bei der Lösung anstehender Aufgaben und Probleme ihr berufliches Wissen, ihre fachliche Kompetenz selbstständig einsetzen und entsprechend ihren Berufsalltag in hohem Maß frei gestalten.
- Wichtiges Merkmal einer Profession ist das Wissen um die Grenzen ihrer Zuständigkeit und fachlichen Kompetenz: Die Überweisung bestimmter Problemstellungen an andere Berufe oder Spezialisten und die Fähigkeit zur Delegation von Aufgaben gilt deswegen gerade als Ausweis von Professionalität und nicht als Kompetenzdefizit!
- Es gibt eine Reihe von »Professionszumutungen« (Schweigepflicht, ständige Erreichbarkeit, unabgegrenzte Arbeitszeit, hoher ethischer Verhaltenskodex und entsprechende Lebensführung), die durch eine angesehene, relativ gesicherte berufliche Stellung und ein gutes Einkommen ausgeglichen werden sollen (»package deal«).

Charakteristisch für Professionen ist, dass sie nicht unter Absehung von der ausübenden Person betrachtet werden können: Motivation und Gesinnung des Berufsträgers spielen eine große Rolle, und ein gewisses Maß an Beziehungsarbeit ist für jede Profession notwendig: Vom Arzt wie von der Pfarrerin wird eine berufliche Motivation erwartet, die »am Menschen« interessiert ist und über Existenzsicherung und Gewinnstreben hinaus reicht; nur so kann der Aufbau einer vertrauensvollen Beziehung zu den »Klienten« gelingen. Für den Pfarrberuf erscheint diese personale oder Beziehungsdimension besonders unverzichtbar; denn die Vermittlung religiöser Gehalte ist an persönliche Überzeugungskraft und Glaubwürdigkeit der Amtsperson gebunden – dies um so mehr, als das Amt kaum noch aus sich selbst heraus wirksam erscheint. Unzufriedenheit mit einem Pfarrer / einer Pfarrerin hat meistens weniger mit Kritik an deren fachlicher Kompetenz zu tun (die viele Laien nur begrenzt beurteilen können), sondern mit unzureichender oder liebloser Beziehungsgestaltung, z.B. routiniert durchgeführten Kasualien, in denen sich die Betroffenen nicht genügend als Individuen gewürdigt erleben.

Zur Vertrauensbildung tragen professionelle Kommunikationsregeln bei, sie machen die Situation in begrenztem Maß vorhersehbar und erwartbar. Zu diesen Regeln gehören vor allem Takt und Höflichkeit (»taktvoll ist,

wer Störungen vermeidet oder ignoriert ...«¹⁰⁴), Ehrerbietung und Benehmen, Wertschätzung, Geduld und Umsicht.

In der Vermittlung der Sachthematik, im Falle des Pfarrberufs also der jüdisch-christlichen Tradition, geht es nicht nur um gelingende Person-zu-Person-Beziehungen in existentiellen Situationen, sondern immer auch darum, eine »Distanzüberbrückung« im Verhältnis zur jeweils repräsentierten Sachthematik zu erreichen. D.h. das Ziel der professionellen Beziehungsaufnahme besteht nicht nur darin, dass es zu einem gelingenden Kontakt kommt, in dem das Gegenüber die Pfarrerin als freundlichen Menschen wahrnimmt, sondern dass immer auch die Botschaft der Kirche »in, mit und unter« der Kontaktaufnahme transparent wird.

»Das bedeutet nicht, dass die Sachthematik bei jeder beruflichen Beziehung explizit gemacht werden müsste, aber es impliziert gleichwohl, dass in der Haltung des Pfarrers oder der Pfarrerin zum Ausdruck kommt, dass er oder sie die Botschaft der Kirche vertritt und ... sich nicht darauf beschränkt, als mehr oder weniger sympathischer Zeitgenosse ... oder lediglich als professioneller Nachbar zu agieren und zu kommunizieren.«¹⁰⁵

Die Evangeliumsverkündigung ist und bleibt Zentrum des Pfarrberufs. Das klingt einfach und ist doch hoch komplex, weil »Verkündigung« in unterschiedlichen Situationen, in unterschiedlichen Tätigkeitsfeldern und je nach Zielgruppen ganz unterschiedlichen Ausdruck finden muss. Deswegen bleibt die berufliche Situation überkomplex, man muss im Pfarrberuf lernen, mit Mehrdeutigkeiten und Ungewissheiten zu leben. Dem entspricht die Rolle des Generalisten, die aus professionssoziologischer Sicht kein Defizit darstellt: Analog dem Hausarzt ist es die Funktion eines Generalisten, das Ganze, das Allgemeine zu sehen und dafür zuständig zu sein und sich nicht in Einzelheiten zu verlieren. Die breite Zuständigkeit trägt entscheidend zur Vertrauensbildung bei. An anderer Stelle spezifiziert Karle diese Aussage und rückt damit vom landläufigen Verständnis der Generalistenrolle ab:

»Um nicht missverstanden zu werden, es ist dringend notwendig, dass Pfarrer und Pfarrerrinnen aus ihrer Rolle als »Mädchen für alles« heraustreten. Sie sind keine Generalisten für alles, das wäre eine ganz unevangelische und vermessene Selbstüberschätzung. Aber sie sind spezifische Generalisten, wenn es um ihre theologische Kompetenz geht ...«¹⁰⁶ K.W. Dahm hat es so ausgedrückt: »... gesucht wird vielmehr die Kompetenz eines Generalisten, der innerhalb einer in Fragmentierung und Segmentierung

¹⁰⁴ Karle 2001, 119.

¹⁰⁵ Ebd. 173.

¹⁰⁶ Karle 1999, 8. Der Forderung nach einer solchen theologisch-geistlichen Querschnittskompetenz, die sich auf alle Lebensbereiche bezieht, ist natürlich zuzustimmen. Sie setzt jedoch leider das landläufige Generalistentum des Pfarramts – Predigen, Lehren, Beraten, Unterhalten, Verwalten etc. – nicht außer Kraft!

auseinanderstrebenden Alltagswelt die Aufgabe einer geistlich-pastoralen Integration im sozialen Nahbereich der Gemeinde wahrzunehmen vermag.«¹⁰⁷

Karles Konzeption hat viel Aufmerksamkeit, gerade auch bei kirchenleitenden Gremien, gefunden, weil sie eine strukturelle Klärung und Entlastung des Pfarrberufs verspricht. Bestimmte Verhaltensumutungen gehören zu einer Profession und sind entsprechend zu tragen. Allerdings weist Karle auch zu Recht daraufhin, dass angesichts der Verknappung der kirchlichen Finanzen, der Kürzung pfarramtlicher Bezüge und der geringen Aufstiegschancen der »package deal« aus der Balance zu geraten droht oder sich schon in einem bedenklichen Ungleichgewicht befindet.

Als Haupteinwand gegen Karles Entwurf ist m.E. geltend zu machen,

- dass sie das bereits von Ernst Lange angesprochene Kommunikations- oder Verständigungsproblem des Pfarramtes in der spätmodernen Gesellschaft nicht wirklich ernst zu nehmen scheint. Die christliche Tradition hat für viele Zeitgenossen eben nicht mehr selbstverständlich eine »lebensorientierende Funktion«, erschließt sich nicht mehr fraglos »als Ressource für eine differenzierte Identitätsentwicklung«;¹⁰⁸ die »Sachthematik« ist aus sich heraus oft kaum noch verständlich, immer weniger relevant. Der Rekurs auf die Profession und ihre Aufgaben hilft da nicht weiter; vielmehr müssen die hermeneutischen und kommunikativen Kompetenzen, die Sprachfähigkeit der Pfarrerinnen und Pfarrer im Kontext einer pluralisierten Gesellschaft besonderes Gewicht bekommen. »Die pastorale Kommunikation wird anspruchsvoller, wenn man weniger Einverständnis voraussetzen kann.«¹⁰⁹ Dieser Aspekt kommt bei Karle entschieden zu kurz.
- Es verwundert dann auch nicht, dass Karle im Blick auf die Gestaltung des Pfarramtes zu recht traditionellen Schlussfolgerungen kommt: Die Generalistenrolle im oben spezifizierten Sinn ist auch in Zukunft zu akzeptieren, ebenso die parochiale Struktur; Stellenteilungen sind im Grunde nicht zu empfehlen; die Frage der Residenzpflicht und möglicher anderer Lösungen wird nicht reflektiert.
- Die professionellen Kommunikationsregeln, die Karle entwickelt, Takt und Höflichkeit, stellen selbstverständliche Voraussetzungen für pastorale Arbeit dar, sind aber keine zureichenden Bedingungen. Diese Regeln reduzieren die Möglichkeiten einer Begegnung auf die oberflächlichen Gepflogenheiten gesellschaftlichen Umgangs, nämlich die Vermeidung von Störungen. Das erscheint für wirksame Seelsorge, Gruppenarbeit oder Verkündigung entschieden zu wenig.

5.3.11 Pfarrerinnen und Pfarrer als Schwellenkundige (Ulrike Wagner-Rau)

Ulrike Wagner-Rau hat 2009 eine Pastoraltheologie vorgelegt, in der sie sich zum Ziel setzt, »die Kontur des Pfarrberufs und seiner Aufgaben im Zusammenhang der Debatte um die Veränderung der Kirche zu schärfen.«¹¹⁰ Individuelles Amtsverständnis und gesamtkirchliche Verantwortung sollen deutlicher als bisher aufeinander bezogen werden. Kirchen-

¹⁰⁷ Dahm 1992, 1158.

¹⁰⁸ Karle 1999, 214 und 215.

¹⁰⁹ Wagner-Rau 2009, 26.

¹¹⁰ Ebd., 13.

theorie und Pastoraltheologie werden in Beziehung zueinander gesetzt; denn es zeigt sich, dass, wie es gegenwärtig öfter gefordert wird, eine Bestimmung der sog. Kernaufgaben des Pfarramtes ohne Berücksichtigung der Strukturen, Ziele, Zielgruppen und Kommunikationsformen unzureichend bleibt.

Angesichts der in mehrfacher Hinsicht diffusen Situation der Kirche und ihrer Repräsentanten in der postmodernen Gesellschaft plädiert Wagner-Rau dafür, die Metapher der Schwelle mit den vielfältigen Assoziationen, die sie wachruft, kreativ zu nutzen. Die Position auf der Schwelle ermöglicht Innen- und Außenperspektiven – und setzt die Fähigkeit voraus zu unterscheiden, welche Perspektive in welcher Situation angemessen ist. »Sie sind auf der Schwelle diejenigen, die darauf achten, dass die Tür nicht verschlossen ist.«¹¹¹ D.h. Religiöse Kommunikation *innerhalb* der Gemeinde muss sich für die Anregungen und Fragen anderer, fremder kultureller Perspektiven »von außen« öffnen und den Dialog zwischen beiden Perspektiven lebendig halten.

Die Schwelle ist weiterhin der Ort, an dem biblische Texte und gelebtes Leben miteinander in Kontakt kommen, sich gegenseitig herausfordern und auslegen. »Geschulte Entdeckerfreude in der Arbeit mit Texten der Tradition«, wie sie Pfarrerinnen und Pfarrer gelernt haben, wird verknüpft mit offener Wahrnehmungsfähigkeit für die Erfahrungen des Alltags und seiner Kultur.¹¹² Und dies im Kontext der spezifischen Rezeptionsmöglichkeiten, der kommunikativen Begegnungen einer konkreten Gemeinde oder eines anderen Arbeitsfeldes.

Die Schwelle ist ferner der Ort, wo sich besonders »die Neugierigen, Suchenden, Fragenden und Unsicheren« gerne aufhalten.¹¹³ Von den Pfarrerinnen und Pfarrern wird diesbezüglich eine große Offenheit für die punktuellen, zufälligen Begegnungen mit Kirche und ihrem Anliegen verlangt. Viele Begegnungen, gerade im Kontext von Kasualien, entziehen sich der traditionellen kirchlichen Logik; es braucht in der Kirche eine neue Wertschätzung von Unsicherheit und Ambiguität. »Im Wissen um die Ambiguität der eigenen Glaubens- und Kirchenbindung wird es möglich, auf Bekenntnisdruck zu verzichten und das Kommen und Gehen, Annäherung und Distanzierung, die kräftige Überzeugung und vorsichtig tastendes Fragen gleichermaßen gelten zu lassen.«¹¹⁴

Schließlich charakterisiert Wagner-Rau die Schwelle als den »Ort der Auflösung der Sicherheit«,¹¹⁵ als einen Ort, der natürlich verunsichert, aber für die Entfaltung der eigenen Frömmigkeit von besonderer Bedeutung sein kann. Einerseits liegt geistliche Kraft in der Praxis fester, sich wiederholender spiritueller Formen, andererseits »auch im Aushalten ih-

¹¹¹ Ebd., 122.

¹¹² Ebd., 123.

¹¹³ Ebd., 125.

¹¹⁴ Ebd., 130.

¹¹⁵ Ebd., 135.

res Zerbrechens.«¹¹⁶ Wenn die Fragmentarhaftigkeit des Lebens und des Glaubens nicht vermieden, sondern zur Auseinandersetzung genutzt wird, kann »deutlicheres Fragen nach Gott« wachsen. Gleichwohl bleibt als eine entscheidende Frage für die Kirche wie für die Pfarrerinnen und Pfarrer: »Kann man solche Verunsicherung schätzen lernen?«¹¹⁷ Ohne diese Fähigkeit wird man viele Zeitgenossen kaum noch ansprechen können.

Damit zeigt sich die Stärke dieses Entwurfs: Wagner-Rau liegt an einer sensiblen Berücksichtigung zeitgenössischer Welterfahrung – das Aushalten von Unsicherheit, Ambiguität und Pluralität – als zentraler Aufgabe für Pfarrerinnen und Pfarrer. Postmoderne Lebenserfahrung liegt quer zur traditionellen Vorstellung eines an Vertrauen und Gewissheit orientierten Glaubens und stellt insofern eine besondere Herausforderung für pastorales Handeln dar.

5.3.12 Kompetenzorientierte Pfarrbilder

Mehrere Landeskirchen (u.a. EKIR, EKKW, EKBO) sowie der »Verband der Vereine Evangelischer Pfarrerinnen und Pfarrer« haben Pfarrbilder vorgelegt, in denen die für die Ausübung dieses Amtes notwendigen Kompetenzen beschrieben werden. Im Hintergrund dieses Ansatzes steht die Erwartung, durch klar benannte Kompetenzen bessere Regelungen zur Ausbildung und zur Fachaufsicht für Pfarrerinnen und Pfarrer gewinnen zu können. Ich beschränke mich im Folgenden auf eine kurze Skizze der Pfarrbilder, welche die EKIR und der »Verband der Vereine der Pfarrerinnen und Pfarrer« herausgegeben haben.

5.3.12.1 Was bedeutet »theologische Kompetenz«?

Der Begriff der theologischen Kompetenz ist Ende der 70er Jahre von Eilert Herms im Kontext der Studienreformediskussion in die Diskussion gebracht worden: »Die theologische Ausbildung ... dient der Gewinnung theologischer Kompetenz.«¹¹⁸ Theologische Kompetenz meint die Fähigkeit zur Reflexion der Lebenswirklichkeit der Menschen und ihrer Beziehung auf den Grund des Seins, auf Gott, unter Bezugnahme auf die biblischen Schriften. Es ist zunächst an eine vorwiegend theoretisch-intellektuelle Kompetenz gedacht. Aber diese intellektuelle Kompetenz ist nicht zu lösen von der emotionalen und leibhaften Seite religiöser Erfahrung. Ein Theologe sollte in der Reflexion theologischer Themen auch persönlich betroffen sein (im Unterschied zum Religionswissenschaftler). Insofern geht es dann im Begriff der theologischen Kompetenz doch um die Einheit von Theorie und Praxis.

Die »Gemischte Kommission« hat es so ausgedrückt:

¹¹⁶ Ebd., 134.

¹¹⁷ Ebd., 134.

¹¹⁸ Herms 1982, 50.

»Für eine solche auftragsgemäße und professionelle Führung des Pfarramtes ist »theologische Kompetenz« verlangt als: die Fähigkeit, im Lichte der angeeigneten kirchlichen Lehre die gegebene Situation des Amtes zu begreifen, ihre gegenwärtigen Aufgaben (Probleme) zu erkennen, sowie Lösungen zu entwerfen und durchzuführen.«¹¹⁹

Um diese Ziele erreichen zu können, werden bestimmte Sachkenntnisse verlangt, außerdem eine persönliche Identifikation mit der Sache des Evangeliums sowie die Fähigkeit, sie glaubwürdig, öffentlich und auch kritisch zur Sprache zu bringen.

Auch hier zeichnet sich noch einmal deutlich ab, dass es nicht bei der intellektuellen Kompetenz bleiben kann, sondern dass sie mit Elementen von kommunikativer oder sozialer Kompetenz integriert sein muss.

Damit wird die Entwicklung personal-kommunikativer Fähigkeiten neben dem Erwerb von theologischen Kenntnissen schon als Aufgabe des Theologiestudiums ausgewiesen; sie soll nicht erst der zweiten Ausbildungsphase und gelegentlichen späteren Fortbildungen vorbehalten bleiben. Das scheint mir eine wichtige Akzentuierung, die allerdings bisher in der Gestaltung des Theologiestudiums nicht eingelöst ist.

5.3.12.2 »Pfarrbild 2000« der EKIR

Ausgangspunkt für die Entwicklung dieses Pfarrbildes (das im innerkirchlichen Diskurs »Pfarrbild 2000« genannt wurde¹²⁰) war die Notwendigkeit einer Dienstrechtsreform für Gemeindepfarrerinnen und -pfarrer in der EKIR. Die Kirchenleitung hatte eine Forschungsgruppe unter der Leitung von Prof. K.W. Dahm beauftragt, die Erwartungen an die Gemeindepfarrerinnen und -pfarrer (Selbst- und Fremderwartungen) empirisch zu erheben. Dies ist in einer relativ kleinen, nicht repräsentativen (!), und nur auf Pfarrerinnen und Pfarrer und kirchlich engagierte Ehrenamtliche beschränkten Untersuchung geschehen. Den dargestellten Ergebnissen der Umfrage hat die Kirchenleitung eine kurze Skizze eines Pfarrbildes vorangestellt. Als Auftrag des Pfarramtes wird dort formuliert: »Menschen das Evangelium nahezubringen und sie einzuladen, danach zu leben ...«. Neu und wegweisend ist dann, dass dieser Auftrag in eine »Gesamtkonzeption gemeindlicher Aufgaben« eingezeichnet werden soll. »Die Gesamtkonzeption soll einen Aufgabenkatalog enthalten, in dem die in der Gemeinde vorhandenen Gaben, Fähigkeiten und beruflichen Qualifikationen gleichberechtigt berücksichtigt sind. In diesem Aufgabenkatalog sind auch die Aufgaben der Pfarrerin oder des Pfarrers im Sinn einer Stellenbeschreibung aufgeführt.«¹²¹

Im Anschluss daran werden die »Anforderungen an die Person der Pfarrerin und des Pfarrers« benannt. Vierzehn Eignungsvoraussetzungen werden aufgezählt (u.a.: Formen eigener praxis pietatis, Fähigkeit zur Integra-

¹¹⁹ Grundsätze 1988, 13. (Sperrung im Original).

¹²⁰ Ausführungen zum Berufsbild 1999.

¹²¹ Ebd., 3.